

Sachdokumentation:

Signatur: DS 1554

Permalink: www.sachdokumentation.ch/bestand/ds/1554



Nutzungsbestimmungen

Dieses elektronische Dokument wird vom Schweizerischen Sozialarchiv zur Verfügung gestellt. Es kann in der angebotenen Form für den Eigengebrauch reproduziert und genutzt werden (private Verwendung, inkl. Lehre und Forschung). Für das Einhalten der urheberrechtlichen Bestimmungen ist der/die Nutzer/in verantwortlich. Jede Verwendung muss mit einem Quellennachweis versehen sein.

Zitierweise für graue Literatur

Elektronische Broschüren und Flugschriften (DS) aus den Dossiers der Sachdokumentation des Sozialarchivs werden gemäss den üblichen Zitierrichtlinien für wissenschaftliche Literatur wenn möglich einzeln zitiert. Es ist jedoch sinnvoll, die verwendeten thematischen Dossiers ebenfalls zu zitieren. Anzugeben sind demnach die Signatur des einzelnen Dokuments sowie das zugehörige Dossier.

Newsletter vom 16. 9. 2018

Inhalt

Königsweg Berufslehre	2
Reform über Reform – und die Wirkung?.....	3
Folgerungen aus der Bilanz der Schulreformen.....	5
Für die Katz oder für die Kids?	6
Warum wir so reich sind.....	8
Nichts gegen die Stifft!	10
Vier Lehrlinge im Porträt.....	11
Neuling in der Lehre: «Zu Beginn hatte ich Muskelkater»	11
135 Berufe auf der Fläche von 14 Fussballfeldern	12
Richard David Precht: "Irgendetwas zu googeln führt noch lange nicht zu Erkenntnissen"	12
Privatisierung – als Reform getarnt	13
Propaganda hat in der Schule nichts zu suchen.....	14
Vor falschen Hoffnungen sei gewarnt.....	16
Wer die Schule regiert.....	17
Veranstaltungshinweise	18
Schule und Pädiatrie im transkulturellen Spannungsfeld.....	18
Bildschirmmedien und Kinder	18
Das gesellschaftliche Bild und die pädagogische Bedeutung der Lehrberufe	19

Königsweg Berufslehre

Eine grosse Auswahl aus den verschiedensten Medien können wir Ihnen diesmal anbieten. Offensichtlich beschäftigen die Problemkreise um unsere Schule viele Menschen. Wenn es uns auch bisher noch nicht gelungen ist, den Lehrplan 21 und andere unbefriedigende Reformen zu stoppen, haben wir und zahlreiche andere kritische Stimmen eine Diskussion mit nachhaltiger Wirkung in Gang gesetzt.

Heute liegt es offen auf dem Tisch, dass die Akteure den Nutzen von 20 Jahren Umbau des guten Schweizer Bildungswesens nicht belegen können. Viele Eltern, Lehrer und Berufsbildner können dagegen die Schäden der Reformen sehr wohl benennen. Deshalb ist man ziemlich perplex über die Bemerkung von Redaktor Walter Bernet, im Zusammenhang mit den Reformen sei «evident geworden, dass Bildung wie nie zuvor einen absolut entscheidenden Einfluss auf den beruflichen und gesellschaftlichen Erfolg der Individuen, aber auch auf die volkswirtschaftliche Prosperität hat.»

Selbstverständlich war der Einfluss der Bildung schon immer von entscheidender Bedeutung für die Zukunft der jungen Menschen und für ihr Wirken in Wirtschaft und Gesellschaft. Dabei ist unter «Bildung» keinesfalls nur eine gymnasiale und akademische Laufbahn zu verstehen: «Die Schweiz funktioniert dank der Berufslehre. Zwei Drittel aller Jugendlichen in der Deutschschweiz beginnen ihre Berufskarriere mit einer Berufsbildung.» So Rudolf Strahm, einer der unermüdlichen Aufklärer über die prägende Rolle der dualen Berufsbildung für den Einzelnen und für die Gesellschaft. Erfreulich ist, dass auch der «Blick» und «20Minuten», die von vielen Jungen gelesen werden, Lehrlinge zu Wort kommen lassen, die ihre Freude und ihren Stolz auf ihre Arbeit und ihren Beruf zum Ausdruck bringen. Übrigens sind das nicht nur einige positive Zufallstreffer: In meiner Zeit als Berufsschullehrerin beeindruckte es mich bei jeder Klasse aufs Neue, wie die 16-Jährigen fast ausnahmslos den grossen Schritt von der Schule ins Berufsleben trotz früherem Tagesbeginn, längerem Arbeitstag und neuer Anforderungen meisterten und sich innert wenigen Monaten in Beruf und Lehrbetrieb heimisch fühlten – stolz auf die eigenen Leistungen und auf den ersten Lohn.

Hören wir auf zu jammern, weil andere Länder mehr Maturanden und Akademiker haben! Lassen wir uns nicht irritieren von Avenir Suisse und OECD, die unserem Wirtschaftsstandort deswegen schlechtere Aussichten prognostizieren. Diese Organisationen vertreten nicht in erster Linie die 500'000 KMU, in denen ein Grossteil unserer jungen Frauen und Männer eine Berufslehre absolvieren und dabei zu verantwortungsbewussten Erwachsenen werden, die ihren Platz nicht nur am Arbeitsplatz, sondern auch als Bürger einnehmen (in der direktdemokratischen Schweiz besonders wichtig). Mehr als 99% der privaten Betriebe in der Schweiz sind gemäss dem Bundesamt für Statistik (BFS) KMU, also Firmen mit weniger als 250 Beschäftigten, sie stellen zwei Drittel der Arbeitsplätze und bieten das Gros der Lehrstellen an.

In diesen Tagen zeigen an den Swiss Skills in Bern wieder tausende von jungen Berufsleuten, was sie gelernt haben, und informieren Zehntausende von Schülern über ihren Beruf. Bekanntlich ist auch die einmalig tiefe Arbeitslosenquote in der Schweiz vor allem dem dualen Berufsbildungssystem zu verdanken. Und wer nach der Lehre eine Weiterbildung auf tertiärer Stufe anschliessen will, hat viele Möglichkeiten. Zum Beispiel hatten in der technischen Abteilung der Berufsschule, in der ich Allgemeinbildung unterrichtet habe, ausnahmslos alle Lehrerkollegen im berufskundlichen Bereich zuerst eine Berufslehre gemacht und nachher «aufgestockt».

Wir brauchen nicht eine höhere Maturaquote, sondern eine Volksschule, wo die Kinder von ihren Lehrerinnen und Lehrern ins Lernen und in die Welt eingeführt werden und die Schule mit gefülltem Rucksack verlassen. Jeder Berufsausbildner kann uns sagen, welche

Kenntnisse und Fertigkeiten und welche persönliche Haltung ein Jugendlicher mitbringen muss, um eine Lehre antreten und abschliessen zu können. Fürs Gymi braucht es übrigens etwa dieselben Voraussetzungen, mit mehr Gewicht im schulischen Bereich.

Wir wünschen Ihnen viel Freude am Lesen und bedanken uns für jedes Echo und jeden Leserbrief, den Sie an eine Zeitung senden.

Für die Redaktion «Starke Volksschule Zürich»

Marianne Wüthrich

Reform über Reform – und die Wirkung?

Journal21 7.9.2018

Von Carl Bossard

Die Schulen haben einen Wirbelwind an Reformen hinter sich. Um besser zu werden. Doch ihre Effektstärke kennt die Bildungsforschung nicht. Ein deprimierendes Faktum.

Das heutige Bildungswesen ist im steten Wandel. Da wird Reform über Reform eingeleitet, da wird modernisiert, innoviert, professionalisiert – immer mit dem Slogan: Schule und Unterricht müssen sich entwickeln und darum einen Transformationsprozess einleiten; sie müssen sich verändern, um besser zu werden. Wissenschaftlich abgeklärt wurden die behaupteten Defizite aber kaum. Und die Ergebnisse dieser Reformkaskade? Man kennt die Effekte nicht. Wirkungslos? Gar kontraproduktiv? Aussenstehende sind sprachlos; doch die Insider, die Praktiker, wissen schon lange um die Problematik vieler Reformen.

20 Jahre Reformarbeit ohne Wissen um Wirkung

Mit enormem Aufwand wurde in den letzten 20 Jahren am Schweizer Schulsystem herumgeschraubt: klassenübergreifendes, altersdurchmisches Lernen AdL, selbstorientiertes Lernen SOL sowie offene Lehr- und Lernformen, Frühenglisch und Mittelfrühfranzösisch, Integration und Inklusion, Qualitätsmanagement und geleitete Schulen, HarmoS und Lehrplan 21 heissen einige Stichworte.

Es sind Hunderte von Reformprojekten. Doch es gibt, so der Bildungsökonom Stefan Wolter, Leiter der Schweizerischen Koordinationsstelle für Bildungsforschung, „so gut wie keine wissenschaftlichen Studien über ihre Wirkung“. Und der anerkannte Bildungsevaluator Urs Moser, Universität Zürich, fügt bei: Der Nutzen der gross aufgebauten Sonderpädagogik im Rahmen der schulischen Integration ist „absolut diffus“.¹ Das überrascht.

Dabei lägen konkrete Lernleistungs-Resultate vor, die nationalen Bildungsziele. Doch sie wurden bis jetzt nicht publiziert.

Nationale Evaluation zur Leistungskontrolle

Seit 2011 gibt es die sogenannte Überprüfung der Grundkompetenzen ÜGK. Diese Tests kontrollieren jeweils bestimmte Bereiche der Volksschule. Die ÜGK soll sichtbar machen, wie viele Schülerinnen und Schüler die nationalen Bildungsziele (Grundkompetenzen) erreichen. Darauf haben sich die Kantone geeinigt. Sie leisten damit einen Beitrag zur Harmonisierung der obligatorischen Schule; das ist ganz im Sinne der Bundesverfassung.

An den nationalen Tests beteiligen sich zufällig ausgewählte Schülerinnen und Schüler

¹ Martin Beglinger: „Das ist vernichtend“. In: NZZ, 31.08.2018, S.53.

aus allen Kantonen. Überprüft werden jeweils eine Jahrgangsstufe und ein Ausschnitt aus den Bildungszielen. 2016 waren es die Mathematik-Kenntnisse am Ende der obligatorischen Schulzeit. Die gesamtschweizerische Erhebung vom Mai 2017 evaluierte in verschiedenen sechsten Klassen die jeweilige Schulsprache und die erste Fremdsprache.

Die Realität als Seismografin der Schweizer Bildungspolitik

Vor Kurzem erschien der Bildungsbericht Schweiz 2018.² Die Publikation ist über 1,1 kg schwer und 335 Seiten dick. Sie zählt mehr als 500 bildungspolitische Fragen und Phänomene auf; umfangreiche Statistiken und Grafiken verweisen auf Ziffern und Chiffren. Nur zu den Ergebnissen der nationalen Bildungsziele lässt sich nichts finden. Kein Wort und keine Tabelle verweist auf die evaluierten schulischen Leistungen von 2016 und 2017. Gewisse Kantone sträubten sich gegen eine Publikation der Testresultate, heisst es auf Anfrage. Hätte der Steuerzahler nicht ein Anrecht darauf?

Vielleicht bräuchte es halt etwas Mut, den Ergebnissen ins Auge zu blicken. Dabei wäre die Realität schon längst ein verlässlicher Seismograf der Schweizer Bildungspolitik. Wer in Klassenzimmer zoomt und Lehrpersonen befragt, erhält nicht selten eine ungeschminkte Analyse.

Stimmen von der Basis

Ein Beispiel aus der Berufsschule: „Wir kriegen mehr und mehr Lernende, bei denen wir uns als Lehrpersonen fragen, was sie neun Jahre lang gemacht haben? Prozentrechnung weit weg, Dreisätze oder ihnen adäquate mathematische Formeln noch weiter weg, Deutsch total weit weg. Aber auch Französisch mit totaler Demotivation und in Englisch kein Wort schriftlich richtig.“ Und eine Berufskollegin ergänzt: „Konjugation von Verben – noch kaum je gehört.“

Schulische Defizite als berufliche Hindernisse

Soweit das Urteil eines passionierten Berufsschullehrers; er arbeitete viele Jahre in der Privatwirtschaft und kennt ihre Ansprüche. Es ist ein Einzelvotum, das sei zugegeben. Doch diese Stimme zeigt sich in unserer Bildungslandschaft multipliziert. Klagen von Lehrmeistern, von Berufsverbänden und Hochschulrektoren bestätigen sie. Alle verweisen auf bestimmte Defizite, die sich für viele Jugendliche nachteilig auswirken. „Viele KV-Bewerber bringen nicht den gewünschten Schulrucksack mit“, heisst es beim Ausbildungsverbund Apprentas. 2017 schieden zwei Drittel der Lehrlingsanwärter aus; sie erfüllten die Qualifikationen nicht.³

St. Galler Wirtschaftsvertreter beklagten beim kantonalen Erziehungsdirektor die mangelnden Deutschkenntnisse der Schulabgänger.⁴ Sie zeigen eklatante Schwächen sowohl bei der Textkohärenz wie in Orthografie und Grammatik. Bis zu fünfzig Prozent der Bewerber bestanden den Eignungstest zur Stadtpolizei St. Gallen nicht. Sie scheiterten an der Muttersprache.

Das Schweigen der Bildungsverantwortlichen

Vieles verebbt ungehört. Ungehört verhallt auch die Stimme der renommierten ETHZ-Lernforscherin Prof. Elsbeth Stern, wonach mindestens 15 Prozent der Jugendlichen die Schule als funktionale Analphabeten oder Illiteraten verlassen. Die Bildungsverantwortlichen schweigen. Das Systemversagen im teuersten Bildungsprodukt der Welt scheint sie nicht zu stören.

² SKBF: Bildungsbericht Schweiz 2018. Aarau: Schweizerische Koordinationsstelle für Bildungsforschung, 2018.

³ Franziska Pfister: Mangel an KV-Lehrlingen nimmt zu. In: NZZaS, 18. Juni 2017, Nr. 35, S. 29.

⁴ Firmenchefs fordern besseres Deutsch. In: Wiler Zeitung, 4. Dez. 2017.

Die Verantwortlichen verweisen wohl auf den vorderen Teil, der die Lehrpläne erfüllt und die Schule zielführend abschliesst. Diese Erfolge täuschen über manches hinweg. Eine Volksschule, bei der nicht wenige Schüler empfindliche Defizite in den Grundlagenfächern aufweisen, erfüllt ihren Auftrag nur bedingt.

Keine Rückkehr zur alten Schule

Niemand wünscht sich die alte und autoritäre Schule von einst zurück. Reformen waren notwendig, Veränderungen zwingend. Das bestreitet niemand. Doch der Fortschritt verläuft nicht linear-proportional zu den Reformen; es wird nicht einfach besser oder schlechter. Veränderungen oder eben Verbesserungen in einem Bereich haben immer ihren Preis in einem anderen Feld. Wer eine bestimmte Entwicklung will, verschweigt oft den Preis, der dafür bezahlt wird. Fortschritte können eben immer auch Rückschritte sein.

Geometrie hat nichts mit Ideologie zu tun

Die Reformen der letzten Jahre wollten in vielen schulischen Bereichen maximieren: Integration aller Kinder in die Regelklasse, Frühförderung in zwei Fremdsprachen, Autonomie der Jugendlichen beim Lernen. Wer den Schulen so viele zusätzliche Aufträge erteilt, muss Reduktionen in Kauf nehmen. So verloren das Üben und Automatisieren dramatisch an Kraft. Die Folgen sind spürbar. Je mehr einzelne Stränge eben maximiert werden, desto mehr verringern sich andere Teilbereiche. Das ist schlichte Proportionsrechnung und hat nichts mit Ideologie zu tun.

Auf die Lehrperson und ihren Unterricht kommt es an

Eines ging in der Reformhektik vergessen: Die Schule verbessert man nicht primär über Strukturreformen und Methodenwechsel. Die Schule steht und fällt mit der Lehrperson und ihrem Unterricht. Darum braucht sie methodische Freiheit. Diese Weisheit ist klassisch und veraltet nicht. Sie galt früher, sie gilt heute, sie gilt wohl immer. Formuliert hat sie der Berner Hochschullehrer und Schüler von Jean Piaget, Hans Aebli: „Wo eine gute Lehrerin, wo ein guter Lehrer am Werk ist, da ist die Welt ein bisschen besser.“

Von dieser Weisheit haben die meisten Lehrpersonen im Reformwind der vergangenen Jahre kaum gehört. Im Gegenteil. Doch die Wirkung der Lehrperson ist wissenschaftlich gut untersucht: Der neuseeländische Erziehungsforscher John Hattie fasste seine Forschungsergebnisse in einer vielbeachteten Meta-Studie zusammen. Dies zu bedenken könnte unsere Schulen effizienter und zugleich ganzheitlicher gestalten.

Folgerungen aus der Bilanz der Schulreformen

Leserbrief zu den Artikeln vom 31.8.2018 in der NZZ

Schulreformen gehören zu jeder Schule, die sich den gesellschaftlichen Herausforderungen der Zeit stellen will. Dagegen ist überhaupt nichts einzuwenden. Was aber unsere Volksschule an teils unausgegorenen Neuerungen zu verarbeiten hat, übersteigt das gesunde Mass. Dass die NZZ in einer kurzen Bilanz die ernüchternden Resultate der Reformen ungeschminkt kommentiert, ist mutig. Dabei stellen sich Fragen nach Aufwand und Ertrag, aber auch wie es weitergehen soll. Leider hat man bei der aktuellen Schulpolitik den Eindruck, dass man noch immer lieber etwas Neues in Bewegung setzt als sich mit den Dauerbaustellen der Volksschule konkret auseinanderzusetzen. Dazu ein Beispiel, das unzähligen Pädagogen unter den Nägeln brennt.

Allzu oft gibt es ernsthafte Schwierigkeiten, weil einzelne Schüler den Unterricht massiv

stören und viel pädagogische Energie absorbieren. Das sonderpädagogische Reformkonzept sieht in diesen Fällen vor, dass Fachleute den Problemen der Störenfriede auf den Grund gehen und die Klassenlehrer unterstützen. Doch die Realität sieht meist anders aus. Die wenigen Heilpädagoginnen, die für acht und mehr Klassen zuständig sind, kommen mit ihrer Arbeit kaum nach. Oft sind sie gerade nicht da, wenn Störungen in einer Klasse akut werden. Aufgrund dieser Erfahrungen versuchen viele Schulen, mit stundenweisen Timeout-Lösungen und Klassenassistenzen für mehr Stabilität zu sorgen.

Die Doktrin, dass auch extrem verhaltensauffällige Schüler in den Regelklassen unterrichtet werden sollen, ist offensichtlich nicht länger haltbar. Während wenig aussagekräftige Studien den Erfolg der personalintensiven Totalintegration zu belegen versuchen, pfeifen es die Spatzen von den Dächern, wie belastend das ganze System ist. Störend dabei ist nicht die Tatsache, dass ein Reformschritt sich als Fehltritt erweist, sondern dass jahrelang weitergewurstelt wird. Es bleibt zu hoffen, dass aus einer ernüchternden Bilanz nun die richtigen Schlüsse gezogen werden.

Hanspeter Amstutz, Fehraltorf

Für die Katz oder für die Kids?

NZZ 12.9.2018, Meinung & Debatte

Von Walter Bernet

Die Reformen der beiden letzten Jahrzehnte haben die Volksschule völlig neu aufgestellt. Sie bleibt aber eine Baustelle, namentlich wo es um Integration geht.

Dank seinem Biologielehrer hätten Hunderte von Schülern später die propädeutischen Examina als Mediziner mühelos bestanden, erzählte Karl Schmid 1970 vor versammelter Zürcher Schulsynode. Er habe es eben verstanden, die Elemente des biologischen Verstehens an wenigen, ausgewählten Organen und Funktionen unvergleichlich genau und sorgfältig zu entwickeln. Sehr viel Pragmatisches, das man in jedem Buch nachschlagen könne, habe er hingegen bewusst vernachlässigt. Schmid, damals Präsident des Schweizerischen Wissenschaftsrates, wählte das Beispiel, um «das Wesentliche der Schule» zu illustrieren.

Schon damals wurde argumentiert, dass die Hälfte der Arbeitstechniken und Arbeitsanforderungen des übernächsten Jahrzehnts noch nicht bekannt sei. Die progressiven Kräfte in Staat, Gesellschaft, Wirtschaft und Wissenschaft verlangten deshalb «eine Schulung, die nicht in das einführt, worauf unsere Epoche gegründet ist, sondern die zeitgemäss sein und vorbereiten soll auf das, was kommen wird». Dieser wissenschaftsgläubigen Bildungseuphorie setzte Schmid eine entschleunigte, dafür umso nachhaltiger wirkende Bildung entgegen. Nur wenn die Schule die Nerven verloren habe, antworte sie auf den Wissensschwund-Schreck und auf den Geschwindigkeitsrausch der Innovationen damit, dass sie selber zu spüren beginne, sagte er. Stattdessen müsse sie sich auf das Elementare, das Zugrundeliegende und das dem Verschleiss nicht Unterliegende besinnen. Bildung wollte Schmid verstanden haben als «Ausbildung dazu, wie man zu geistigen Leistungen fähig wird und für alles, was nicht Leistung ist, empfänglich bleibt».

Effizienz, aber bitte gratis

Zürich, Bern und vier weitere Kantone haben nach den Sommerferien mit der Einführung des Lehrplans 21 begonnen. Damit nähert sich eine gut zwei Jahrzehnte dauernde Umbauphase in der Volksschule einem vorläufigen Abschluss. Dass es dabei um «das

Wesentliche der Schule» gegangen sei, wäre eine vermessene Behauptung. Der Lehrplan 21 wirkt im Gegenteil wie das am Ende stark zusammengepresste Ergebnis einer Addition aller Ansprüche an die Volksschulbildung. Es war nicht die Schule selber, die den Anstoss zu den Reformprozessen gegeben hatte. Äussere Kräfte, nicht zuletzt aus der Wirtschaft, stellten in den 1990er Jahren ein grosses Reformdefizit fest. Die starke Zuwanderung bildungsferner Gruppen, die gestiegenen Ansprüche der Wirtschaft, die Nachfrage nach Arbeitskräften mit höherer Bildung, die bunte Vielfalt der Familienmodelle und manches mehr forderten die Volksschule heraus.

In seinen Überlegungen vor der Schulsynode zu den Grenzen einer Modernisierung der Schule hatte Karl Schmid vom Griff der Gesellschaft nach der Schule gesprochen: «Diese duldet keine pädagogischen Enklaven.» Ein Vierteljahrhundert nach Schmid's Vortrag konfrontierte der neue Zürcher Erziehungsdirektor Ernst Buschor eine konsterniert reagierende Schulwelt mit seinen Plänen für ein neues «Haus des Lernens». Effizienz und Output sollten mit neuen Steuerinstrumenten gesteigert werden. Damit setzte der St. Galler Ökonom eine Reformwelle in Gang, deren Tempo keine Debatte folgen konnte. Sie reichte von der Abschaffung der Bezirksschulpflegen bis zur Einrichtung von Schulleitungen, von der Beteiligung an internationalen Leistungstests bis zur Vorbereitung einer Harmonisierung der kantonalen Volksschulen, von der – schliesslich gescheiterten – Einführung der Grundstufe bis zum Frühenglisch als zweiter Fremdsprache in der Primarschule, von Blockzeiten und ausserschulischer Betreuung bis zur integrierten Förderung. Rückenwind erhielten die Reformvorschläge, als zu Beginn des neuen Jahrtausends die ersten mässig ausgefallenen Pisa-Vergleiche auftauchten und der Volksschule nicht das beste Zeugnis ausstellten.

Fast alles ist nach Jahre beanspruchender Umsetzung in der Ära von Bildungsdirektorin Regine Aepli inzwischen Normalität in unseren Schulen. Trotz heftigen Debatten haben die Reformen Volksabstimmungen in der Regel überstanden, zuletzt diesen Frühling in jener über die Initiative «Lehrplan vors Volk» mit mehr als drei Viertel der Stimmen. Was aber haben sie im Rückblick gebracht? Und wem haben sie genützt? Profitieren die heutigen Schulkinder von ihnen? Oder waren sie für die Katz? Viel Lärm um nichts? Wenn Bildungsforscher wie Stefan Wolter die Frage nach den Effekten der Reformen nicht beantworten können, weil diese kaum messbar sind, macht das stutzig. Allerdings dürfen all die Reformen nicht über einen Leisten geschlagen werden. Ein Teil der Projekte blieb unbestritten, weil diese neu entstandene Bedürfnisse deckten, so etwa die ausserschulische Betreuung. Gerade dieses Beispiel verweist übrigens auf die Vorläufigkeit der Reformergebnisse: Aus den Blockzeiten werden jetzt nicht nur in der Stadt Zürich Tagesschulen. Ein anderer Teil betraf die Professionalisierung der Schulorganisation, der Qualitätssicherung und der Schulführung. Zweifellos sind die teilautonomen, geleiteten Schulen beweglicher geworden, allerdings um den Preis einer Hierarchisierung und einer grösseren Beeinflussbarkeit durch die Bildungsverwaltung. Stehen lassen darf man die Aussage von Bildungsdirektorin Silvia Steiner, heute wäre ein Fall Jegge nicht mehr möglich.

Im Hinblick auf die im engeren Sinn pädagogischen, stark auf die Bewältigung der gewachsenen Heterogenität ausgerichteten Reformen haben drei sich als zäh erweisende Trends die Umsetzung geprägt: Erstens war evident geworden, dass Bildung wie nie zuvor einen absolut entscheidenden Einfluss auf den beruflichen und gesellschaftlichen Erfolg der Individuen, aber auch auf die volkswirtschaftliche Prosperität hat. Zweitens boten Ökonomie und Statistik Modelle und Methoden zur Steigerung der Effizienz sowie zur Messung und zum Vergleich der Schulleistungen an. Und drittens meldeten – anders als zu Karl Schmid's Zeiten – mit den Ökonomen und den Bildungsvermessern auch die Finanzpolitiker ihre Ansprüche an: Reformen sind gut, aber in Zeiten der Sparzwänge dürfen sie nichts kosten. Dieser Mix reichte aus, um die Diskussionen über Sinn und

Unsinn der Schulreformen bis heute am Leben zu erhalten. Der erste Trend akzentuierte das Problem der Chancengerechtigkeit, das heisst der adäquaten Förderung aller Begabungen. Insbesondere wurde es zur dringlichen Aufgabe der Schule, die nach wie vor konstant grosse Risikogruppe von Schülerinnen und Schülern zu verkleinern, die den Leistungsanforderungen nicht genügt. Patentrezepte dafür gibt es immer noch nicht. Beim zweiten Trend ist die Überraschung inzwischen der Ernüchterung gewichen. Allen Massnahmen zum Trotz hat sich auch in der sechsten Pisa-Testrunde nicht viel am «Output» der Volksschule geändert. Der dritte Trend, der Sparzwang, hilft der öffentlichen Hand, ihr Engagement unter Kontrolle zu halten, führt aber in der Praxis dazu, dass man viel Energie in die Suche nach Lösungen steckt, die primär möglichst wenigen weh tun.

Integration geht alle etwas an

Die wohl grösste Baustelle bleibt die sogenannte integrative Schule. Ist das Ziel, die Volksschulen so zu stärken, dass sie Schulen für alle sein können, erreicht? Die objektive Antwort lautet Nein. Auch das neu errichtete Haus des Lernens erträgt nicht jede Belastung. Der Anspruch, alle Kinder zu integrieren, kann auch zu absolut und damit utopisch sein. Letztlich muss die Perspektive des Kindes, des Jugendlichen den Ausschlag geben – vor der Belastungsgrenze der Schule, aber nicht ohne Rücksicht auf diese. Ist eine wöchentliche Therapie- oder Förderstunde sinnvoll, wenn die Fortschritte ausbleiben, weil eine intensivere Begleitung angezeigt wäre? Wie weit kann die Schule mit ihren Ressourcen und ihrem Potenzial als Organisation auf jedes individuelle Bedürfnis eingehen? Wie weit kann sie Erziehungsdefizite und kulturelle Differenzen auffangen? Generelle Antworten auf diese Fragen gibt es kaum. Die Reformen haben aber geholfen, die Schulen selber beim Finden von Lösungen handlungsfähiger zu machen. Und sie haben die Betriebstemperatur der Selbstreflexion erhöht.

An die Volksschule wird mit grosser Selbstverständlichkeit der Anspruch gestellt, eine für die Reproduktion der demokratischen, wirtschaftlich prosperierenden, individuelle Entfaltung ermöglichenden Gesellschaft zentrale Agentur zu sein. Sie kann erstaunlich viel. Das beweist sie täglich in Dietikon, in Schwamendingen und anderswo. Inzwischen ist die Volksschule nur noch als integrative Schule denkbar. Wer sonst könnte die Aufgabe lösen, die zweite Generation aus Migrantenfamilien in die Berufsbildung zu bringen und damit aus zu engen Bindungen ans eigene Milieu zu befreien? Trotzdem: Wir dürfen die Integration auf keinen Fall einfach an die Schule delegieren. Diese bleibt eine Aufgabe aller Beteiligten. Kerngeschäft der Schule muss das «Wesentliche» im Sinne Karl Schmidts bleiben. Das ist keine konstante, in Kompetenzen erfassbare Grösse, sondern Ergebnis eines kontinuierlichen Reflexionsprozesses. Dafür braucht die Schule Raum und Luft.

Warum wir so reich sind

Tages-Anzeiger 11.9.2018, Meinungen

Rudolf Strahm

Derzeit erleben wir in der Schweiz die Berufsbildungswoche. In den Berner Expo-Hallen finden die Swiss Skills 2018 statt, die schweizerischen Berufsmeisterschaften.

Eltern, Lehrpersonen und wirtschaftlich Interessierte sollten den Einblick in die Vielfalt und Exzellenz des dualen Berufsbildungssystems nicht verpassen. Insgesamt präsentieren sich 135 Berufe mit eidgenössischem Abschluss. 75 Berufe organisieren vor Publikum die mehrtägigen Berufsmeisterschaften mit 900 jungen Berufsleuten.

Es ist die grösste Berufsschau der Welt, welche die Konkurrenzfähigkeit und Innovation

der Schweizer Wirtschaft vor Augen führt. Die temporäre Einrichtung dieser gewaltigen Lernfabrik ist eine Riesenleistung der Gewerbe- und Berufsverbände.

Besucher der Berufsmeisterschaften erleben dort augenfällig, warum wir so reich sind. Unser Reichtum hängt nicht bloss am Seil der weltweit bekannten Schweizer Konzern-Flaggschiffe, die hier zwar auch Berufsleute ausbilden, aber heute je über 80% ihres Personals im Ausland halten.

Nein, 68% aller Arbeitsplätze in der Schweiz finden sich in jenen über 300000 kleineren und mittleren Unternehmen (KMU), die sich mit dem Qualitätsgaranten der Berufslehre wettbewerbsfähig und innovationsmässig behaupten. Sie stellen 87% aller Lehrstellen bereit und bilden das stabilisierende Rückgrat der Schweizer Wirtschaft. Sie garantierten bisher auch die stabile Einkommensverteilung. Denn der hohe Einkommensdurchschnitt eines Landes ergibt sich rechnerisch nicht aus der Spitze, sondern aus der Breite.

Wer vom Ausland in die Schweiz heimkehrt, erlebt es immer neu: Die Schweiz funktioniert! Dieser Minimalkonsens von links bis rechts ist quasi unsere verbliebene gemeinsame Identität.

Die Schweiz funktioniert dank der Berufslehre. Zwei Drittel aller Jugendlichen in der Deutschschweiz beginnen ihre Berufskarriere mit einer Berufsbildung. Die helvetische Arbeitskultur von Präzision, Zuverlässigkeit, Pflichtbewusstsein, Termintreue erlernt und übt man früh im Lehrbetrieb. Die Kombination von praktischer Kompetenz im Betrieb und theoretischem Wissen aus der Berufsfachschule und den überbetrieblichen Kursen mobilisiert und qualifiziert auch die praktische Intelligenz bei Jugendlichen.

Nach der beruflichen Grundbildung mit Lehrabschluss absolviert rund die Hälfte Weiterbildungen: mit einer Berufsmaturität zur Fachhochschule (Tertiär A) oder mit Höherer Berufsbildung (Tertiär B) in die berufliche Spezialisierung als mittlere Kader, Techniker oder Teamchefs. Wir haben ein allseits durchlässiges Bildungssystem nach dem Prinzip «kein Abschluss ohne Anschluss».

Diese Fachleute mit Tertiärbildung und vorangehender Berufslehre sind zahlenmässig die begehrtesten Fachkräfte in der Wirtschaft. Die Höhere Berufsbildung wird oft verkannt, aber sie ist heute das wichtigste Vehikel für den raschen Transfer der neuesten Technologien und Digitalkompetenzen in die KMU-Wirtschaft.

Viele Eltern wissen das nicht. Manche forcieren ihre Jungen ins Gymnasium, in die Kantonsschule, selbst wenn diese längst schulmüde sind und nach neun Schuljahren mal etwas Praktisches tun möchten. Der Eintritt ins Gymnasium ist heute kein Garant mehr für eine Berufskarriere.

Ich erfahre an Elternabenden in städtischen Schulen immer wieder, wie Eltern aus Deutschland oder hiesige Akademiker die Lehrerschaft beschimpfen, weil sie ihre Jungen nicht fürs Gymi empfehlen. Solche Kampfeltern kennen unser durchlässiges Bildungssystem nicht und halten die Berufslehre als Karriere-Sackgasse. Unsere Bildungselite wertschätzt die Berufsbildung wenig - und feiert sich selbst.

Freilich hat auch das Berufsbildungssystem seine Schwächen und steht unter Reformdruck. Digitalisierung und Sprachkompetenz in Deutsch und technischem Englisch erfordern überarbeitete Lehrpläne und neue Konzepte.

Nach Jahren des Winterschlafs hat auch die Bundespolitik ihr Interesse für die Berufsbildungsreform wiederentdeckt. Das Departement von Bundesrat Johann Schneider-Ammann muss nun auf Begehren der Bildungskommission des Nationalrats konkretisierende Reformpläne vorlegen. Der Departementschef, der sehr viel für das gesellschaftliche Prestige der Berufslehre im In- und Ausland geleistet hat, konnte seine Begeisterung

für die Berufsbildung weder in seinem Departement noch bei der Entwicklungszusammenarbeit des EDA zur Geltung bringen.

Die letztjährigen Grosseerfolge der Schweizer Berufsbildung an den World Skills 2017 in Abu Dhabi haben auch in der Politik die nötige Beachtung und Reformbereitschaft wiedererweckt. Immerhin.

Nichts gegen die Stifti!

Blick 16.8.2018

Porträt über vier Lehrlinge

ZÜRICH - Die Berufslehre kommt wegen der Akademisierung unter Druck. Und das, obwohl sie bei unseren Jugendlichen so beliebt ist wie eh und je.

Rebecca Wyss

Das Programm ist dicht gedrängt an den zwei Sommertagen. Frühmorgens rein in den Car, zwei Stunden fahren, raus aus dem Car, Betriebe besichtigen, Berufsschulen besuchen und abends todmüde ins Bett fallen. Trotzdem sind die Frauen und Männer der albanischen Delegation topmotiviert, als sie durch die Hallen der Lantal Textiles AG in Melchnau BE spazieren. Hier in der Textilfabrik, die 17 Lehrlinge ausbildet, wollen sie sich ansehen, wie das Schweizer Berufsbildungssystem funktioniert. **Sie wollen lernen. Denn in Albanien ist jeder dritte Jugendliche arbeitslos.** Die meisten haben nur ein Ziel: weg von da. «Mit der Berufslehre können wir ihnen eine Perspektive bieten», sagt die albanische Berufsschuldirektorin Jasmina Lumanaj auf dem Rundgang. Sie hat den ersten Schritt dafür gemacht. Ihre Schule unterrichtet Jugendliche, die im Rahmen des Projekts «Skills for Job» vom Hilfswerk Swisscontact eine Lehre machen. Nach Schweizer Vorbild natürlich.

Wir sind furchtbar stolz auf unser System und rühmen uns gern auch gleich selbst dafür. «Ich denke, dass wir eines der besten Ausbildungssysteme der Welt haben», sagte Bundesrat Johann Schneider-Ammann kürzlich am dritten Berufsbildungskongress. Das Eigenlob vor Bildungsministern der ganzen Welt ist kein Zufall. **Die duale Berufsbildung ist ein Imageträger für die Schweiz. Einer, den wir gut und gern pflegen.**

Angst, den Anschluss zu verlieren

40 Bildungsdelegationen pro Jahr empfängt allein der Bund. Jedes Jahr werden es mehr. Der Aufwand zahlt sich offenbar aus: Letztes Jahr twitterte die US-Präsidententochter Ivanka Trump (35) nach einem Meeting mit Schneider-Ammann begeistert, wie grossartig es gewesen sei, mehr über die Schweizer Berufslehre zu erfahren. Und kommt das Ausland nicht zu uns, gehen wir zu ihm. Nach Albanien zum Beispiel. Finanziert werden Projekte wie jenes von Swisscontact von der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza). Ihr Budget für den Export der «Stifti» wird immer grösser: In den letzten vier Jahren hat es sich verdoppelt – auf 72 Millionen. Hinzu kommen weitere 20 vom Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco).

[Mehr...](#)

Vier Lehrlinge im Porträt

Laura Haller (16), Fachfrau Gesundheit (FaGe), zweites Lehrjahr am Kantonsspital Aarau

Warum haben Sie sich für den Beruf entschieden?

Für mich war immer klar, dass ich einen sozialen Beruf lernen möchte. Ich mag Menschen und helfe auch gern. Deshalb habe ich im Kantonsspital Aarau eine FaGe-Schnupperlehre gemacht. Danach wollte ich gar nichts anderes mehr machen.

Was gefällt Ihnen an der Lehre?

Ich arbeite in der Neonatologie. Dort werden Frühgeborene und kranke Neugeborene behandelt. Diese darf ich in den ersten Tagen auf der Welt begleiten. Es freut mich sehr zu sehen, wie sie jeden Tag Fortschritte machen. Viel lerne ich auch von den Eltern. Sie machen einiges durch, und manche bleiben trotzdem hoffnungsvoll. Diese Einstellung versuche ich für mein Leben mitzunehmen.

Was macht manchmal Bauchweh?

Wenn ich Eltern schlechte Nachrichten überbringen muss, ist das eine Herausforderung. Zum Beispiel dann, wenn sich der Zustand des Kindes verschlechtert. Das sehe ich aber nicht als Nachteil, eher als Lehre fürs Leben. So übe ich, mit schwierigen Situationen - umzugehen.

Wo sehen Sie sich in Zukunft?

Ich will im Gesundheitswesen bleiben. Nach der Lehre möchte ich mich zur diplomierten Pflegefachfrau ausbilden lassen. Im Gesundheitsbereich gibt es viele Möglichkeiten, das gefällt mir. [Mehr...](#)

Neuling in der Lehre: «Zu Beginn hatte ich Muskelkater»

20Minuten 31.8.2018

ZÜRICH. Für rund 13 000 Jugendliche im Kanton Zürich hat im August ein neues Leben begonnen: Sie haben ihrer Lehre begonnen. Vier Lernende erzählen, wie sie den Einstieg ins Berufsleben erlebt haben und was sie mit ihrem ersten Lohn machen werden. SOM/MON

«Freue mich auf Kundenkontakt»

Nach der Schnupperlehre war für Jasmin Arnold (18) klar, dass sie auf der Bank arbeiten will. Weil ihr das Gymi zu wenig abwechslungsreich war, bewarb sie sich erfolgreich für eine Lehre mit BMS bei der UBS. Bis jetzt erledigt sie administrative Tätigkeiten und hört ihren Kollegen bei Kundengesprächen zu: «Ich freue mich schon jetzt darauf, wenn ich Kunden bedienen darf.» In den ersten Tagen sei sie abends müde gewesen: «Es war halt viel Neues.» Das hat sich nun gelegt, und sie will in der Bankbranche durchstarten. Mit dem ersten Lohn will sie ihrer Mutter ein Geburtstagsgeschenk kaufen.

Jasmin Arnold. ubs

«Wenigstens läuft hier was»

Justin Hirzel macht eine Lehre zum Restaurationsfachmann im Restaurant Carlton. «In der Schule konnte ich kaum ruhig sitzen. Hier läuft wenigstens etwas.» In der ersten Woche im Service hatte der 15-Jährige jedoch mit Blasen an den Füßen zu kämpfen. Ein schöner Nebeneffekt sei aber der Lohn von rund 1000 Franken. «Den werde ich

wahrscheinlich für neue Kleider und ein neues Handy ausgeben». so Hirzel. Auf die Gastronomie sei er gekommen, weil seine Eltern ein Restaurant besitzen. Später will er dann eine Weiterbildung machen. «Das ist aber nur eine Idee.»

Justin Hirzel. 20M

«Erster Lohn geht ins Sparkässeli-

«In der ersten Woche hatte ich noch Muskelkater. Da war es in der Schule weniger anstrengend», sagt der 15-jährige Stephan Olson, der ebenfalls im Carlton eine Kochlehre begonnen hat. Dass die Gastronomie Knochenarbeit ist, bestätigt auch Carlton-Inhaberin Daniela Segmüller: «Aber es gibt auch viele positive Aspekte.» Da stimmt der 15-jährige Olson zu, der seine Zukunft in dieser Branche sieht: «Ich koche auch sehr gerne zu Hause und wollte schon immer wissen, wie man die Gerichte kocht und auf hohem Niveau präsentiert» Sein erster Lohn werde wohl im Sparkässeli landen.

Stephan Olson. 20M

«Genau das, was ich machen wollte»

Der 16-jährige Siro Cescutti hat am 13. August seine Ausbildung zum Maurer bei der Marti AG begonnen, wo er auf dem Bau und beim Erstellen von Plänen schon kräftig mithilft. «Die Tätigkeit ist mega abwechslungsreich und genau das, was ich schon immer machen wollte.» Da er sehr sportlich sei, mache ihm auch die körperliche Anstrengung auf dem Bau nichts aus: «Ich bin am Abend gar nicht so müde.» Seinen ersten Lohn von rund 900 Franken will er für Ferien oder die erste Wohnung sparen. Und irgendwann will der 16-Jährige dann mal zur Berufsfeuerwehr: «Das ist mein ganz grosser Traum.»

Siro Cescutti. MARTI AG

135 Berufe auf der Fläche von 14 Fussballfeldern

20Minuten 12.9.2018

In Bern haben am Mittwochmorgen die Schweizer Berufsmeisterschaften [Swiss Skills](#) begonnen. An der Messe bekommen auch Schüler Einblick in viele Berufe.

Das Expo-Areal im Berner Wankdorf steht während der nächsten Tage ganz im Zeichen der Berufswelt: In 75 Berufen kämpfen rund 900 der besten jungen Berufsleute aus dem ganzen Land um Schweizermeister-Titel. Besucher können zudem ihre Eignung für ihren Wunschberuf unter Beweis stellen. [Mehr...](#)

Richard David Precht: "Irgendetwas zu googeln führt noch lange nicht zu Erkenntnissen"

Stern, 7.7.2018

Wissen ist immer noch Macht. Der Philosoph Richard David Precht warnt im stern-Gespräch vor einem umfassenden Verlust von Bildung.

Kester Schlenz

Herr Precht, Sie sagen in Ihrem neuen Buch "Jäger, Hirten, Kritiker", dass die Digitalisierung alles verändert. Grundlegend. Auch die Bildung und unser Verhältnis

zum Wissen. Inwiefern?

Wir leben in einer Zeit des Informationsüberflusses, in der Menschen das, was sie empfinden und erleben, oft immer schwerer aufeinander beziehen können.

Mehr Informationen sind doch nicht per se schlecht.

Nein. Aber die leichte Verfügbarkeit von Informationen und die Haltung "Ich weiß ja, wo's steht" führen dazu, dass einige Menschen anfangen zu denken, sie könnten ohne Bildung durchs Leben gehen. Das hat Folgen. Wir laufen dadurch Gefahr, die Orientierung in der Welt zu verlieren. Teilweise im ganz wörtlichen Sinne: Nehmen Sie mal einem Jugendlichen das Smartphone weg und bitten ihn, eine Karte zu lesen. Ich weiß nicht, ob das noch bei jedem so ohne Weiteres geht.

Braucht man wirklich noch umfassendes Allgemeinwissen, wenn man alles online abrufen kann?

Irgendetwas zu googeln führt noch nicht zu Erkenntnissen. Die entstehen, wenn ich eigenständig Informationen aufeinander beziehen und miteinander verknüpfen kann. Und um das zu können, benötige ich auch einen großen Vorrat an Wissen, das in meinem Gehirn gespeichert ist. Deshalb ist es auch und gerade in Zukunft wichtig, über Bildung zu verfügen.

Sie raten sogar zum Auswendiglernen von Gedichten – das klingt etwas muffig.

Hört sich erst mal abwegig und nach Opas Schule an. Aber: Wer sein Erinnern dauerhaft an eine Maschine auslagert, kann sich irgendwann kaum noch etwas merken. Außerdem: Die Schönheit von Sprache erschließt sich oft erst, wenn man Texte auch memorieren kann.

Man hört aber immer wieder, auch von Bildungspolitikern: Es braucht heute vor allem Kompetenzvermittlung, wie man sich das richtige Wissen aus den Tiefen des Netzes beschafft.

Das klingt mir zu technisch. Und es ist in dieser Absolutheit auch falsch. Das mit der Kompetenzvermittlung im Bildungssystem war ja mal gut gemeint. Das kam im Zuge der Pisa-Studien. Man wollte die bloße Vorratsdatenspeicherung in den Schulen verändern und Fähigkeiten vermitteln. Aber wenn dabei herauskommt, dass man keine spannenden Geschichten mehr über die alten Römer erzählt, sondern nur noch "Quellenkompetenz" lehrt, dann geht das nach hinten los. Dann wird den Schülern das Milchpulver als die wahre Milch verkauft. [Mehr...](#)

Privatisierung – als Reform getarnt

Tagblatt SG, 4.9.2018

Mario Andreotti, Dozent für Neuere deutsche Literatur und Buchautor

Die Schaffung der öffentlichen Volksschule in der Schweiz ist eine Leistung des 19. Jahrhunderts. Während die Schule bisher eine Angelegenheit der Kirchen war, wird sie nun zur Sache des Staates, zur Staatsschule. Obwohl die Schulhoheit mit wenigen Ausnahmen bei den Kantonen verbleibt, bilden sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts vor allem auf der Volksschulstufe einige Gemeinsamkeiten heraus. Die wichtigste unter ihnen ist der seit der Totalrevision der Bundesverfassung 1874 für alle Kinder freie Grundschulunterricht. Der Staat bestimmt nun die Schulzeit und die Lehrpläne; er gründet neue Schultypen, baut Schulhäuser und ruft Lehrerbildungsanstalten ins Leben.

Dieses öffentliche Schulwesen ist heute von zwei Seiten her bedroht. Zum einen drängen immer mehr private Anbieter in unser Bildungssystem, die vorgeben, mit ihrem

individualistischen Lehr- und Erziehungsstil die Bildungsziele besser zu erreichen, vor allem den einzelnen Schüler gezielter zu fördern als die öffentliche Schule, denen es aber nicht zuletzt um ihren Profit geht. Darunter finden sich private Einrichtungen, die als «freie demokratische Schulen» ohne Noten auskommen wollen, über Schulen, die nach dem Lustprinzip unterrichten, wo die Kinder selber entscheiden, ob und wann sie lernen, bis zu Schulen, die bestimmten ideellen Vereinigungen nahestehen und in denen die Heranwachsenden mehr oder weniger gezielt indoktriniert werden. «Aus dem staatlich geschützten öffentlichen Gut Bildung» wird so zunehmend eine Ware gemacht, «die sich auf dem lukrativen privaten Markt profitabel verkaufen lässt», wie Renate Caesar in ihrem Bericht «Die heimliche Privatisierung des öffentlichen Bildungswesens» zu Recht schreibt.

Das ist die eine, gleichsam die sichtbare Seite der schleichenden Privatisierung unseres Schulwesens. Es gibt daneben aber noch eine zweite Form der Privatisierung, die weniger einsehbar und daher besonders heimtückisch ist. Sie tarnt sich als Reform, so dass Eltern und selbst Lehrkräfte sich im Glauben wiegen, es handle sich um notwendige Erneuerungen, um einen pädagogischen Fortschritt im Dienste einer verbesserten Bildung. Dabei geht es den Bildungsexperten, die mit vermeintlich wissenschaftlichen Studien ihre akademische Existenz legitimieren müssen, nicht um einzelne Reformen in Teilbereichen des Unterrichts, sondern im Grunde um etwas ganz anderes: nämlich darum, die Schulen insgeheim so umzubauen, dass sie sich wie Unternehmen führen lassen, scheinbar aber unter staatlicher Aufsicht bleiben. Das erklärt weitgehend, warum heute der Staat Riesensummen in die Digitalisierung der Schulen investiert, den Internetkonzernen Geld vor die Füße wirft, so dass die Computer zunehmend die Rolle der Lehrer übernehmen, die Lehrer selber zu Lerncoaches herabgestuft werden und die Unterrichtszimmer zu Grossraumbüros verkommen.

Das Ziel dieser verdeckten Privatisierung und Kommerzialisierung der Bildung besteht nicht darin, Kinder zu ganzheitlichen Persönlichkeiten, zu mündigen Bürgern in einer demokratischen Gesellschaft zu erziehen, sondern sie vielmehr zu ökonomiekompatiblen Menschen zu formen. Dazu dient die Einführung von Marktmechanismen wie «testing» und «ranking», das heisst die Veröffentlichung von Testergebnissen, um Schulen anhand von Ranglisten miteinander zu vergleichen. Der Druck der Konkurrenz führt dabei zu einem veränderten Lehren und Lernen, zu einem «Teaching-to-the-test», einem Unterrichten auf den Test hin. «Dadurch werden die Lernerfahrungen der Schüler eingeeengt, und der Lehrer wird gezwungen, vorgefertigtes Material mit kontrollierter Geschwindigkeit zu benutzen.» So Renate Caesar im bereits genannten Bericht. Und was ebenso fatal ist: Komplexere Inhalte, die sich nur schwer testen lassen, werden gar nicht mehr gelehrt. Schulische Bildung reduziert sich so auf testbares Wissen, auf ein paar Kernkompetenzen. Echte Bildung, die sich nicht nur an ökonomischen Interessen orientiert, sondern die geistigen Fundamente unserer Kultur vermittelt, sieht anders aus.

Propaganda hat in der Schule nichts zu suchen

NZZ 31.8.2018, Meinung & Debatte

POLITISCHE BILDUNG

Michael Schoenenberger

Warum wird man Lehrer oder Lehrerin? Ist es das besondere Flair für Pädagogik und Didaktik? Ist es die Begeisterung für das eigene Fachgebiet, die man weitergeben möchte? Ist es die Freude am Umgang mit Kindern und Jugendlichen? Sicher all das. Und

eine Portion Idealismus: Lehrerinnen und Lehrer wollen wirken und bewirken, Zustände verbessern, Zukunft gestalten. Ohne solchen Idealismus wäre der Beruf nur halb so schön und wären viele Lehrer nur halb so gut.

Allerdings: Weil die Einflussnahme auf Kinder und Jugendliche stets möglich ist, sind gleichzeitig ein grosses Verantwortungsgefühl und hohe ethische Standards zwingend. Gerade bei Geschichts-, aber auch bei Deutschlehrern ist der Einflussbereich gross. Themen können ausgiebig behandelt, nur gestreift oder ausgelassen werden. Der Geschichtsunterricht wird ständig begrenzt, die Unterrichtszeit wird für vermeintlich Wichtigeres verwendet. Lehrer setzen Schwerpunkte so oder anders – oder nicht. Sie können im Unterricht Wertungen vornehmen, anleiten, kommentieren. Sie wählen Bücher aus oder nicht. Der Grat zwischen Einflussnahme, Steuerung, Meinungsmache bis hin zur Manipulation auf der einen Seite und der Stärkung von Wissen und dem unabhängigen und differenzierten Denken auf der anderen Seite ist schmal.

Gute Lehrerinnen und Lehrer wissen das. Sie achten darauf, den Kindern und Jugendlichen alle Aspekte offenzulegen, sie nicht zu indoktrinieren, sondern zu kritischen und urteilsfähigen Erwachsenen heranzubilden.

Umso störender ist es, wenn Lehrmittel in bestimmten Themengebieten jegliche Ausgewogenheit vermissen lassen. So wie das beim neuen Lehrmittel «Gesellschaften im Wandel» der Fall ist, das von «ausgewiesenen» Fachleuten ganz nach den Regeln der Kunst und kompatibel mit dem Lehrplan 21 entwickelt worden ist. Der Blick ins Lehrmittel offenbart ganz anderes. Frei nach dem Motto «Wer ernten will, muss säen» werden den jungen Menschen in diesem Lehrmittel ideologische und politische Glaubenssätze vermittelt, die nur eines zum Ziel haben können: den Nachwuchs auf die links-grüne politische Linie zu bringen. Das ist Anleitung zum «richtigen Denken» und ein Vergehen an der Bildung im humanistischen Sinne. Solche Lehrmittel gehören überarbeitet oder noch besser: aus dem Verkehr gezogen.

Nun wird leider mit aller Deutlichkeit ein wichtiges Dilemma offensichtlich. Es klingt gut, nach mehr politischer Bildung an der Volksschule zu rufen. Die Umsetzung ist wesentlich heikler. Was genau ist politische Bildung? Dazu gibt es zwar Literatur, und Fachleute können beredt Auskunft geben. Wenn man sie reden hört, scheint alles ganz harmlos und unproblematisch zu sein. Dann aber entstehen Lehrmittel wie das genannte. Es zeigt sich: Zu leicht kann solcher Unterricht propagandistisch unterfüttert werden.

Die Problematik reicht weiter: Das im Auftrag vom Bund und den Kantonen agierende Kompetenz- und Dienstleistungszentrum für Bildung für nachhaltige Entwicklung (BNE), kurz Education 21, hat eine politische Schlagseite. Hier finden Schulen «Finanzhilfen für Schul- und Klassenprojekte und Angebote von schulexternen Akteuren». Heute treten Vertreter von Greenpeace in den Volksschulen auf. In Sekundarschulen verbreitet das Hilfswerk Caritas in Projektwochen seine Thesen zum Thema Armut in der Schweiz. Grundsätzlich ist dagegen nichts einzuwenden, wenn gleichzeitig die Gegenseite auch zu ihrem Auftritt kommt. Sonst allerdings verkommt BNE zum Vehikel, das dazu dienen soll, politische Überzeugungen und Ideologien in die Köpfe der Kinder zu hämmern.

Vor falschen Hoffnungen sei gewarnt

NZZ 8.9.2018, Meinung & Debatte

DIGITALISIERUNG DER SCHULEN

Martin Beglinger

Erinnert sich noch jemand an die Zeiten, als die pädagogische Internationale fast in corpore nach Finnland pilgerte, ins Schulwunderland mit den besten Pisa-Resultaten? Vorbei. Interessiert keinen mehr. Estland ist jetzt das neue Finnland, weil Estland den anderen Ländern offenbar weit voraus ist mit der Digitalisierung seiner Schulen. Man hat zwar keine Ahnung, was die hektischen Reformen der letzten zwanzig Jahre tatsächlich bewirkt haben, wie der oberste Schweizer Bildungsforscher Stefan Wolter kürzlich in diesen Spalten reichlich ernüchtert erklärt hat. Doch der nächste grosse Reformhype in der Schule ist gleichwohl bereits in vollem Gang.

Der zuständige Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann gab 2017 das entsprechende Motto für die Bildungspolitik vor. «Wir sollten uns später nicht den Vorwurf machen müssen, wir hätten irgendetwas verschlafen.» Und bei der Vorstellung des jüngsten nationalen Bildungsberichtes bekräftigte er vor kurzem: «Digitalisierung hat oberste Priorität.» Also wird man lieber mehr als weniger investieren, es dürften Hunderte von Millionen in den nächsten Jahren sein.

Einen ersten Eindruck von diesem grossen neuen Run liefert der Kanton Zürich, wo sich die Gemeinden derzeit ein Wettrennen über die Zahl der Tablets in den Klassen liefern. Ist nicht eines pro Kind das Beste? Aber sicher, wird jeder ICT-Verantwortliche sagen. Oder reicht ein Gerät für zwei, drei oder gar vier Kinder vollauf? Wer diese Meinung vertritt, gerät rasch unter Rechtfertigungsdruck.

Natürlich sei jedem Kind ein eigenes Schul-Tablet gegönnt, und selbstverständlich sind Investitionen in die Digitalisierung sinnvoll. Nur sei ebenso vor falschen Vorstellungen gewarnt, die mit der digitalen Aufrüstung im Klassenzimmer verbunden sind. Man kann sich die Kritik an Elternabenden gut ausmalen, wonach die Bildungschancen ungerecht verteilt sind, weil das eigene Kind ein Tablet teilen muss und jenes in der Nachbargemeinde nicht. Als würde die Zahl der Computer in den Klassen über gerechte Chancen in der Bildung entscheiden. Schön wär's, es ginge so leicht, aber das glauben höchstens die Geräteverkäufer. So manchem Dreijährigen, der mit einem Tablet ruhiggestellt wird, wünschte man lieber Eltern, die mit ihrem Kind reden; die Antwort geben, wenn es etwas wissen will, und nochmals antworten, wenn es nachfragt.

Überall preist die IT-Industrie jetzt ihre neue Hard- und Software als grandiose Lösung für die Schule der Zukunft an. Von massgeschneidertem und individualisiertem Unterricht für jedes einzelne Kind ist gerne die Rede. Algorithmen sollen es nun richten. Keine Frage, man ist heute wesentlich weiter als mit den Sprachlabors, die vor vierzig Jahren mit viel Pomp eingeführt wurden und als einer der grössten und teuersten Flops in der Schulreformgeschichte endeten. Doch das Gemeinsame dahinter ist eine übersteigerte Hoffnung in die Technik.

Man muss gewiss nicht so weit gehen wie der Soziologe Richard Münch, der in seinem neuen Buch über den «Bildungsindustriellen Komplex» bereits den Untergang des gesamten Lehrberufes an die Wand malt – verdrängt durch einen von den IT-Giganten forcierten digitalen Unterricht. Aber gerade jetzt, am Anfang dieses Digitalisierungsschubes, lohnt es sich, eine der wenigen unbestrittenen Erkenntnisse der Bildungsforschung in Erinnerung zu rufen: Viel wichtiger als die Tablet-Versorgungsquote ist und bleibt, wie Eltern mit ihren Kindern umgehen und wer vor einer Klasse steht.

Wer die Schule regiert

Im *Wochenende* der NZZ vom 31.8.2018 thematisiert **Martin Beglinger** „den bildungsindustriellen Komplex“.

Ab Spalte 4 Seite 52 schildert er die Rolle der Schweiz. Er hält fest, dass „vor allem die OECD seit rund 30 Jahren sehr wohl einen starken Einfluss auf die Schweizer Bildungspolitik“ hatte und erwähnt die Forschungsarbeit von **Regula Bürgi**.

Der Physiker und Statistiker **Andreas Schleicher** habe sich in den 1990er Jahren regelmässig in Bern persönlich beim Bundesamt für Statistik informiert, um genauere Zahlen, den Schweizer Bildungsbetrieb betreffend, zu erhalten. Jedoch fehlte ein Ansprechpartner auf Regierungsebene. „Dieses Vakuum füllte die Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK), die sich fortan als Scharnier zur OECD etablierte und damit auch ihre Stellung im Inland gegenüber dem Bund massiv stärkte“. Unabhängig von ihren Mitgliedstaaten erfanden die OECD-Verantwortlichen in Eigenregie in den 1990er Jahren die PISA-Tests und machten sich dadurch unentbehrlich.

Der Erziehungswissenschaftler **Jürgen Oelkers**, emeritierter Professor in Zürich, gab den Anstoss zu einem zentralen Wechsel in der Schweizer Bildungspolitik, nämlich den Wechsel von den Lehrerseminaren zu den pädagogischen Hochschulen.

Vorangetrieben wurden die Reformen vom damaligen Zürcher Erziehungsrat **Ernst Buschor**, zu dieser Zeit Professor für Betriebswirtschaftslehre an der Hochschule St. Gallen „und glühender Verfechter des New Public Management (NPM). Buschor verlangte mehr Effizienz und pochte auf harte Zahlen“.

Wird nun Bildungsökonom **Stefan Wolter**, der den „Bildungsbericht Schweiz 2018“, „ein Wälzer mit vielen Grafiken und Statistiken“ gefragt, welche Reformen in der Volksschule in den letzten 20 Jahren funktioniert hätten, heisst es: „Wir wissen es nicht“.

Bemerkungen:

Was in all diesen schriftlichen Bemühungen auffällt, ist, dass ausschliesslich „Schule“ diskutiert wird. So verwendet hat dieses Wort keinen Inhalt und wird zum Phantom. Geht man historisch zurück in die Jahre 1799 und folgende, so war das Anliegen Philipp Stapfers, dass alle Kinder Lesen, Schreiben und Rechnen lernen sollten. Es geht also um Unterricht im Gegensatz zu Erziehung. Bei einigen Kindern geht dieses Lernen „wie von selbst“, wie man in den Lehrerkommentaren zu den Erstleselehrwerken des 20. Jhs nachlesen kann. Bei anderen Kindern braucht es das Wissen, wie Buchstaben als optische Zeichen sich zu den gesprochenen Lauten verhalten. Obendrein ist zusätzlich das Wissen und die Erfahrung, wie Kleinkinder sprechen lernen, unumgänglich. Dieses Wissen ist bis heute in der Pädagogik nur marginal zu finden und sämtliche Lehrmittel, inklusive die digitalen, weisen trotz aller Bemühungen diesbezüglich immer wieder mehr oder weniger gravierende Fehler auf.

Barbara Müller Gächter, 4.9.2018

Veranstaltungshinweise

Schule und Pädiatrie im transkulturellen Spannungsfeld



VORTRAGSREIHE
«SCHULE & PÄDIATRIE»

Schule und Pädiatrie im transkulturellen Spannungsfeld

MITTWOCH, 19. SEPTEMBER 2018, 18.30 – 20.30 UHR



Referenten:

Prof. Dr. Andrea Lanfranchi (Meilen)

Rosa Plattner (Mütter und
Väterberatung St. Gallen)

Mittwoch, 19. September 2018, 18:30

[Mehr...](#)

Bildschirmmedien und Kinder



Die Sicht der Pädiatrie und Kognitionswissenschaft mit

Uwe Büsching

Gertraud Teuchert-Noodt

Politische Vorgaben, Prävention und Lösungsansätze mit

Thomas Breyer-Mayländer

Michael Zieher

Sonja Hoffmann

Aspekte aus Technik und Ökonomisierung von Bildung mit

Peter Hensinger

Ingo Leipner

Ralf Lankau

Donnerstag 20. Oktober 2018

[Mehr...](#)

Das gesellschaftliche Bild und die pädagogische Bedeutung der Lehrberufe

Öffentliche Tagung 2. & 3. November 2018

Aula der Universität Zürich Rämistrasse 71, 8006 Zürich

[Mehr...](#)
